

# Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 27.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Herrschen oder dienen?

Roman von W. Kautsky.

### Erstes Kapitel.

Venedig! Es ist das uns erhaltene Wunder des Cinquecento, das mit seiner märchenhaften Pracht, mit seiner Eigenart, seinem ganzen bestrickenden Zauber, der durch die Zerstörungen der Zeit noch erhöht wird, das Gemüt eines Künstlers, eines Poeten wunderbar ergreift. Die wechselndsten Empfindungen erzeugt es in ihm, und jede erhöht, verschönt, ins überchwengliche gezogen. Unbegreiflicher Zauber der Lagunenstadt! Wer vermag dich zu erfassen, zu erklären? Die ganze Phantasie des Orients, all die schöpferische Kraft und Erfindung eines Volkes, das im fünfzehnten Jahrhundert das in Kunst und Wissenschaft gebildete der Welt war, und all der Reichtum der ersten seefahrenden Nation ist hier niedergelegt, umgibt und berührt uns mit jedem Schritt, und mit jedem Blick erhalten wir eine neue, entzückende Offenbarung.

Die Lage dieser Stadt, die, auf Pfählen gebaut, dem Meere entfliegen scheint, dessen Salzdünste sich an seine Mauern legen, den Stein anfressend und ihn tiefer färbend, und die Luft und die Sonne, die heitere Sorglosigkeit und Unbekümmertheit des Volkes und jedweder Mangel an Bedanterie desselben, der den Verfall gewären läßt, alles dies hat sich vereinigt, um Venedig zu dem zu machen, was es ist: zu dem in Schöne unerreichten Kleinod, das nur einmal auf der Welt und einmal nur in allen Zeiten so entstehen konnte, und auf dem ein Künstlerauge anbetend weilt.

Aber alle Menschen haben nicht das Auge eines Künstlers und nicht die Empfänglichkeit des Gemüts, die durch Schönheit so süß erregt wird, und diese andern finden Venedig schwarz, schmutzig, ruinenhaft; es beklemmt sie in seiner Fremdartigkeit. Die Anlage der Stadt, die Kanäle mit ihren Brücken, die kleinen, schmalen Gäßchen, die labyrinthartig ineinander laufen, werden ihnen unbequem; das Leben und Treiben des Volkes auf der Straße, das Schreien und Lärmen, die Ungeniertheit und Selbstgefälligkeit auch des ärmsten Fachino, der seine Lumpen fast stolz zur Schau trägt, finden sie widerig und abstoßend, und, nüchtern betrachtet, mögen sie auch recht haben. Freilich, wenn über dieser Stadt des Südens ein wolkenloser Himmel lacht, wenn die Sonne die ganze leuchtende Schöne dieser Meerentstiegenen enthüllt und all die anmutige Lebendigkeit und Frölichkeit ihrer genügsamen Bewohner sich kund gibt, der Wollaut ihrer Sprache unser Ohr umschmeichelt, dann wird niemand Venedig schmäh-

dürfen; aber an trübigen Tagen, wo ein dichter Nebel der Lagune entsteigt, wo der Scirocco, vom Meere her, eine alles durchdringende Feuchtigkeit entsendet, und all der lustige Verkehr, die Leidenschaftlichkeit, die hier das öffentliche Leben durchbringt, ins Stocken gerät, da verliert Venedig gar viel von seinen Reizen. Oder wenn nun gar einmal ein strenger Winter hier einkehrt und die armen Bewohner, die in allen ihren Gewonheiten und Gebräuchen nicht auf den rauhen Gesellen gefaßt sind, die ihm in keiner Weise zu begegnen wissen, dann stumm und traurig werden und sich ratlos und ängstlich verkriechen, da werden all die Nachteile der Lagunenstadt nur allzudeutlich fühlbar. Am meisten pflegt dann ein Fremder darunter zu leiden, der gewohnt ist, sich vor der Kälte zu schützen, und der sich nun dem schlimmsten Ungemache hier preisgegeben sieht.

Ein solcher Winter hatte soeben seinen Höhepunkt erreicht. In seiner ungewöhnlichen Strenge und Dauer hatte er ganz Italien zu schrecken gemacht und es in Schrecken und Bestürzung versetzt.

Es war der letzte Februar. Vor einigen Tagen noch waren die kleinen Kanäle zugefroren und mußten mittels des Beils vom Eise befreit werden. Heute hatte die Kälte nachgelassen, aber die größeren Plätze waren menschenleer, und auf der Riva dei Schiavoni war das sonst so lebendige Treiben des Hafens und jede Bewegung sistirt. Einige Gondeln, mit ihren schwarzen „Felze“ bedeckt, lagen an dem Ueberfahrtsplatz vor der Piazzetta, indes die Gondeliere sich unter die offene Säulenhalle der Zecca geflüchtet hatten, wo sie, die Arme in raschem Tempo über einander schlagend, sich der Erstarrung zu entziehen bemüht waren. Am nächsten Traghetto (Ueberfuhr) hatten sich einige dieser armen Teufel, die den ganzen Tag im Freien auszuhalten haben, ein Feuer angezündet und sie hockten um dasselbe herum, sich mit einer Anzahl wollener Fezen bedeckend und dennoch darunter vor Kälte zitternd. Wenn so ein Bursche auf der einen Seite etwas geröstet, den übrigen vom Feuer abgewendeten Teil seines Körpers von dem eisigen Nordwind durchkället fülte, sprang er auf, und um diese Gegenstände auszugleichen, drehte er sich mit unnachahmlicher Behendigkeit um seine eigene Achse, wie ein Braten am Spieße, dabei laute unartikulirte Töne ausstößend, mit denen er sich befeuerte und aneiserte, bis er, von diesem Experiment ermattet, sich wieder an dem Feuer niederfallen ließ und, wie ein kranker Vogel, den dunklen, dicht beharten Kopf zwischen die Schultern zog. In den Verkaufsläden waren alle Gasflammen angezündet worden, aber es zeigten sich nur wenige Käufer, indes die Cafés

allenthalben, und insbesondere die des Markusplatzes, überfüllt waren; waren es doch die einzigen Lokalitäten in der ganzen Stadt, wo durch die Ansammlung tierischer Wärme eine angenehme Temperatur erzielt wurde, wo man nicht froh.

Am diesem Nachmittage finden wir in einem jener alten, ganz vernachlässigten und nur zum Teil bewonten Paläste Marie Depauli wieder. Vier Jare sind es nun, daß sie Alfreds Gattin geworden, und ein Jar, seit sie mit ihrem Manne hierher gekommen. Alfreds Rathsbild und einige darauf folgende Gemälde wurden als sehr gelungen anerkannt und sie hatten in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf den jungen Künstler gelenkt, der nach einiger Zeit den Auftrag erhielt, das berühmte Gemälde Titians: „L'Assunta“, das sich in der Akademie der schönen Künste in Venedig befindet, zu kopiren. Mit Freuden, ja mit einer gewissen Begeisterung ward dieser Antrag von ihm angenommen. Er gedachte die alten italienischen Meister zu studiren, er hoffte auf Anregung aller Art in dieser Stadt des malerisch Schönen, die ihn zu großen selbständigen Schöpfungen ermuntern sollte. Er stellte an Venedig und an sich selbst die höchsten Anforderungen und fand seine Erwartungen nicht ganz erfüllt.

Er trat gleich im Anfange in kein behagliches Verhältnis zu den dortigen Künstlern, und verschiedene Zufälle und Vorkommnisse verleiteten dem Empfindlichen das Zusammentreffen mit seinen Kollegen immer mer. Seine Assunta gelang ihm indes vortreflich; das Kolorit, die kräftige und korrekte Wiedergabe dieses herrlichen Kunstwerkes wurde vielfach belobt, und er durfte hoffen, noch weitere Aufträge zu erhalten. Aber sein ungeduldiger Ehrgeiz, seine künstlerische Empfindlichkeit wollte sich an der Wiedergabe der großen Meister nicht länger genügen lassen, er wollte selbst produziren. Er entwarf ein historisches Gemälde, fürte es sorgfältig aus und schickte es nach Deutschland. Es hatte kein Glück. Man tadelte die Komposition in unnachlässlicher Weise, wenn man auch der hübschen Behandlung und Farbe einige Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dieser Misserfolg drückte ihn tiefer herab, als er sich selbst eingestehen wollte; er raubte ihm alle Freude und das Vertrauen zu sich selbst; fürchtete er doch, daß er nimmer erreichen werde, was er erreichen wollte, weil seine schöpferischen Kräfte unzureichend seien.

Aber kein Mensch ist so strenge gegen sich selbst, um alle Schuld seines Unglücks sich allein zuzumessen, er klagt auch seine Beurtheiler an, er macht auch die Verhältnisse, in denen er zu leben gezwungen ist, er macht seine Umgebung mit dafür verantwortlich, und gewöhnlich nicht mit Unrecht. Kraftmenschen, die allen niedrigen Einflüssen zum Trotz sich entwickeln können, die das Ungemach stalt, ausdauernder und selbstvertrauender, aber auch rücksichtsloser macht, gibt es wol, aber sie sind selten genug. Alfred gehörte nicht zu ihnen. Seine zarte Empfindlichkeit, seine leicht erregte Einbildungskraft, die unter günstigen Umständen ihm ein Segen wurden, das Misgeschick verwandelte sie in peinigende Furien. Er bedurfte einer Freundeshand und verständiger Ermutigung, er brauchte, wie die meisten Künstler, den Sonnenschein des Glücks, um sich frei entfalten zu können und sich wol zu füllen. Er hatte mit fieberhafter Hast daran gearbeitet, sich einiges Renommé zu erwerben; nun glaubte er das Vertrauen in seine künstlerischen Leistungen erschüttert, er mußte es wieder befestigen. Aber wie? Er sollte neues, besseres schaffen, aber er hatte nicht allein für seinen verletzten Ehrgeiz, er hatte auch um seine Existenz zu kämpfen. Er hatte für eine Familie zu sorgen. Das getadelte Bild hatte ihm ein halbes Jar Arbeit gekostet, nun hatte er es noch nicht verkauft; er mußte zunächst doch wieder Kopien anfertigen und sich noch glücklich preisen, in den sich verschlechternden Zeitverhältnissen wirtschaftlichen Niederganges überhaupt noch etwas zu verdienen. . . . Er hatte das zweite Stockwerk dieses in großartigen Verhältnissen angelegten, aber gänzlich unbewonten Palastes in Miete genommen, welche nur den bescheidenen Preis von monatlich 50 Francs betrug. Aus einer Flucht von größeren und kleineren Gemächern hatte er zwei ausgewählt, die nach dem Canal Grande gingen, und sie möbliren lassen. Das eine war sein Atelier. Freilich, mit den Werkstuben anderer Künstler verglichen, in denen der reichste künstlerische Luxus sich entfaltete, war es von beschämender Einfachheit und Dürftigkeit, keine Inspirationen weckend. Das große Gemach nebenan und zunächst der Sala war zur Wohn- und Schlafstube Mariens und ihres Kindes ausersehen. Es mochte wol einst ein Prunkzimmer gewesen sein. Zwischen seinen mächtigen Fenstern befand sich, wie man dies in Italien so häufig findet, wo man die Rauchfänge außen an den Fassaden anbringt,

ein ungeheurer Kamin von Marmor, in reicher, stilvoller Arbeit Derselbe sah imponirend aus, aber er konnte keine Feuerung vertragen, er spie sie mit entsetzlichem Qualm wieder zurück. Um ihn dafür zu strafen, hatte man daher einen kleinen, wie eine Kiste aussehenden Ofen vor ihn hingepflanzt, dessen Röhre in den Kamin ging. Auch mußte der Unheißbare es dulden, daß alles Feuerungsmaterial in seinem weiten Bauche aufgehäuft wurde, und so fand sich dies Meisterstück der Frührenaissance, das mit dem stolzen Wappen eines Nobile geziert war, zum Holz- und Kohlendepot erniedrigt. Der Plafond in Studarbeit, die zum Teil abgefallen war, zeigte große und weite Sprünge; ein Deckenbild, das einst schön gewesen sein konnte, war vollständig schwarz geworden und die Tapete, eine mytologische Szene darstellend, war verschossen und zum Teil abgerissen, welche Schäden mit dunklem Papier wieder ausgebessert und verklebt waren, so daß die überlebensgroßen Figuren derselben nur in undeutlichen Umrissen, abenteuerlichen Spitzgestalten gleich, darauf erschienen. Der Fußboden, von gesprengeltem Stein (Terrazzo), war fast durchweg mit Strohmatten bedeckt. Das Mobiliar war das einfachste und bestand nur aus dem notwendigsten; man bemerkte es kaum in dem übergroßen Gemache. In einer tiefen, dunklen Ecke befand sich Mariens Bett, mit Vorhängen umgeben; ein zierliches Wägelchen, aus Stroh geflochten, war in diesem Augenblick in die Nähe des Ofens gerückt, und in den weißen Rissen lag ein hübsches, pausbäckiges Kindchen. Es war der zweite Sproßling dieser Ehe, die kleine Marietta; sie schlief.

Die Mutter befand sich nicht in dem Zimmer, in welchem eine lautlose Stille herrschte, und in dem allgemach die immer dunkleren Schatten der Dämmerung sich lagerten. Das Feuer im Ofen war ausgebrannt und die Temperatur fiel rasch. Durch die einfachen, immens hohen Fenster drang eine feuchte Luft, alle Gegenstände mit ihrem unangenehmen Hauch durchdringend.

Das Kindchen mochte seine Einwirkung verspüren, unruhig wendete es sich hin und her und fing endlich im Schlaf zu weinen an.

Jetzt ließ sich aus der dem Kamin entferntesten Ecke ein langgezogener Seufzer vernemen. Domenika, das Dienstmädchen, die von ihrer Herrin beauftragt war, auf das Kind wol acht zu haben, hatte ihn ausgestoßen. Sie hatte mehrere Strohmatten aufeinandergelegt und, in ihr schwarzes Tuch gewickelt, auf diesem improvisirten Lager sich wie ein Igel zusammengerollt. Man konnte unter dieser Kugelgestalt in der Tat kaum ein menschliches Wesen vermuten.

Das Kind begann lauter zu weinen. Domenika lästete ein wenig das Tuch; zwei blizende Augensterne kamen zum Vorschein.

„Ecco mi, da bin ich, mein Kindchen, da bin ich, schlafe, schlafe!“ rief sie beschwichtigend, one sich nur im geringsten zu rühren. Die Kleine ward dadurch keineswegs beruhigt; da begann die Bagotte, so nent man die Mädchen aus Alpago, die nach Venedig kommen um dort in Dienst zu treten, eines ihrer Villothe. Sie sang mit tiefer, heiserer Stimme, immer in derselben Stellung verharrend. Aber sie kam in ihrer Arietta, zu der die kleine Marietta das kreischendste Akkompagnement lieferte, nicht weit. Die große Flügeltür, die nach der Sala fürte, ward rasch aufgestoßen und die junge Mutter stürzte herein.

Welch ein zartes Frauenbild! Die dunkle eng anschließende Kleidung ließ die feine nur allzuschlanke Contour ihres Körpers gar wol erkennen, und das dunkle, einfach gescheitelte Haar schmiegte sich an sanftgerundete und etwas bläbliche Wangen.

Das Herzleiden Mariens hatte in den letzten Jaren Fortschritte gemacht, one daß sie es ahnte; sie verspürte wol hie und da die beängstigenden Symptome desselben, aber sie war nicht genug aufmerksam auf sich selbst, um sie zu beachten.

Der Ausdruck ihres schönen Gesichtes schien jetzt noch veredelt, es lag eine unendliche Güte in den sammetartigen Augen und in diesem Augenblick offenbarte sich darin die zärtlichste Mutterforge. Sie war an das Bettchen geeilt und ließ sich davor auf die Kniee nieder.

„Sie weint, die Kleine, weshalb?“ rief sie, und angstvoll beugte sie sich neben sie, nach der Ursache ihres Unbehagens forschend. „Das arme Herzchen, wie kalt es ist, freilich, dieser abscheuliche Wind, er dringt durch jede Ritze; da, die Rissen füllen sich ganz feucht an; ach, du mein liebes armes Schätzchen — und das Feuer im Ofen ist auch ausgegangen! Domenika!“ — wante sie sich an diese, die sich noch immer nicht aufgerollt — „weshalb kamst du nicht in die Küche, um mir zu sagen, daß die Kleine erwacht sei?“

Domenika richtete sich ein wenig in die Höhe, aber als sie durch das Aufgeben ihrer Stellung sogleich die auf sie eindringende Kälte verspürte, zog sie ihre Knie wieder bis an den Mund hinauf. „Es ist so kalt,“ wimmerte sie mit einer wahrhaft kläglichem Stimme, dabei mit den Händen klappernd.

Marie sah mit einem Blick des Mitleids auf sie herüber. „Sie ist halb tot vor Kälte,“ murmelte sie, aber dann für sie verweisend fort: „Warum hast du kein Holz nachgelegt? Du weißt es wol, wir dürfen das Feuer nicht ausgehen lassen.“

Domenika machte unter ihrem Tuche eine Geberde des Abscheues. „Die Ofenwärme ist nicht viel wert, sie macht krank, oimè ich bin schon krank, Patrona, ach so krank, soviel krank!“

„Du bist faul, Domenika, ach soviel faul,“ sagte Frau Depauli mit einem fast gutmütigen Ton, „aber ich will nicht, daß mein Kind darunter leide,“ fügte sie in ernster Zurechtweisung hinzu, „und deshalb wirst du tun, was ich dir befehle.“

„O ja, Patrona, alles, alles will ich tun, zanken Sie nur nicht.“

„Du wirst einheizen, auch wenn es dich verdrießt.“

„O, ich tue alles für Sie, padroncina mia, ich opfere Ihnen mein Leben!“

Domenika versuchte sich aufzuraffen, es ging schwer, es schien ihr ungeheure Anstrengung zu kosten; man hätte glauben können, ihre Glieder seien wirklich gelähmt.

Marie hatte indes selbst einige Stücke Holz aus dem Kamin hervorgezogen und sie in den Ofen geschoben.

Domenika stellte sofort ihre Auferstehungsversuche ein, sie legte lachend die Hände in den Schoß und zeigte die weißen Zähne.

„Eccola, jetzt hat es die Patrona selber schon gemacht, und wie rasch, und wie gut, santa santissima! Muß ich da auch noch aufstehen?“

Marie gab der Trägen keine Antwort, ihr Kind nam ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie brachte Tücher nach dem Ofen, um sie zu wärmen. Dann hüllte sie die Kleine fester in die Flaumdecken, und sich über sie beugend, drückte sie ihr Gesicht an das des Kindes, um es vor jedem Luftzug von außen zu bewahren. Es kühlte sich im Arm der Mutter bald behaglich, und als die Tücher erwärmt und es damit umwickelt war, schlief es wieder ein. Marie blieb noch immer auf dem kalten Boden, vor dem Bettchen hingestreckt, rute doch der Kopf des Kindes auf ihrem Arm und sie fürchtete, es zu wecken; unverwandt blickte sie in das kleine Gesichtchen, das so frisch, so gesund, so lieblich ausah. Ihre Marietta wird ihr nicht sterben, wie ihr Erstgeborener, der schwach und kränklich war, o nein, nein, Marietta versprach ein großes, kräftiges Mädchen zu werden; und leise, sie kaum berührend und doch mit aller Herzinnigkeit küßte sie sie auf die sich rötenden Wädden und auf den kleinen Mund. Sie kühlte sich so glücklich. Aber dann überfuhr auch sie ein Schauer, sie durfte nicht länger so unbeweglich bleiben, sie mußte aufstehen, sie kühlte sich fast erstarrt. Langsam legte sie das Kind in die Kissen zurück und erhob sich. Sie rieb sich die armen roten Hände, welche in diesem Winter Frostbeulen erhalten hatten und nachdem sie einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen, trat sie an das Fenster.

Wallender Nebel lag über dem Kanal und ließ die Gegenstände am andern Ufer nicht mehr erkennen. Das Wasser kam vom Meer, es stieg; der Wind war heftiger geworden und erzeugte kleine springende Wellen, die die Quaimauern und Treppen, die über das Niveau des Wassers sich erhoben, überschlugen und bis in die Vestibule der Häuser drangen. Man vernahm nichts als das klagende Geströh des Windes, der vom Lido herüberwehte und das sonore Geräusch des an die Mauern anschlagenden Wassers. Sie und da nur ertönte der schrille Avertissementsruf eines Gondoliers, der einem Zusammenstoß vorbeugen wollte, welcher bei dem eintretenden Nebel auch auf der graden Wasserstraße des Kanal Grande erfolgen konnte.

Marie blickte hinaus; sie legte die Hand an's Herz, sie kühlte es sonderbar gepreßt. Wie schaurig öde, wie naßkalt, wie traurig einsam war es da draußen und — auch hier innen. Sie warf einen Blick in den großen, sie umgebenden Raum, der in der Dämmerung sich noch zu weiten schien. Die dunklen Mauern traten ganz zurück; nur hier und da löste sich eine hellere Figur von der Tapete, und sie schien sich zu bewegen; es war, als schwebte sie ihr entgegen. Mit einem leisen Grausen wendete sie den Kopf wieder dem Fenster zu und legte ihn an die kalten Scheiben; unwillkürlich mußte sie der Heimat gedenken, und der lichten netten, gutduschwärmten Stuben, die dort Sitte und Brauch sind. Sie erinnerte sich, wie sie mit ihren Lieben an den langen Winterabenden im traulichen Geplauder beisammengesessen, und wie es ihnen in dem warmen Nestchen nur um so behaglicher wurde, je mer es draußen stürmte und schneite. Ach, wie war das nun alles anders in dem fremden Lande, in dieser sonderbaren Stadt, in die sie sich nicht eingewöhnen konnte! Und mit der Erinnerung an die Heimat kam auch die Erinnerung an die teure Mutter, die nicht mer auf Erden weilte. Frau Weiß hatte in den angenehmsten Verhältnissen, wie sie selbst geschrieben, zwei Jahre mit ihrer Tochter Elvira, der sie ihre Flucht und ihre Theaterleidenschaft längst verziehen hatte, in Paris und teilweise in Trouville verlebt. Sie schien sich wol und heiter zu fühlen, ja sie erwante mit einem gewissen Stolz der Ehre und Auszeichnungen, mit denen man jetzt schon ihre Tochter überhäufte, der man eine glänzende Zukunft prophezeite. Sie selbst war von den Herrlichkeiten der Weltstadt entzückt und geblendet und pries zugleich die wunderbare Billigkeit, mit der man sich daselbst einrichten und für seine Bedürfnisse sorgen könne. Die gute Frau glaubte an das Wunder, daß sie und ihre Tochter mit der kleinen Pension ganz prächtig auskommen und alle ihre Bedürfnisse bestreiten konnten, wenn auch großmütige Landsleute dafür Sorge trugen, daß ihre Tochter jeden Unterricht umsonst erhielt. Sie wachte über Elvira, die sich übrigens ungemein zurückhaltend und spröde gab, und somit war ihr mütterliches Gewissen völlig beruhigt und zugleich war jene abergläubische Furcht für ihre Verantwortlichkeit im Jenseits von ihr gewichen. Mit Ungeduld erwartete sie das erste Auftreten ihrer Tochter, das demnächst erfolgen sollte, als ein typhöses Fieber nach kurzem Krankenzuge ihr Ende herbeiführte. Die arme Marie hatte damals ihr erstes Kind an der Brust und befand sich samt ihrem Kleinen selbst nicht am besten. Alfred verschwieg ihr den Tod der Mutter so lange es ging, und so war es gekommen, daß sie diejenige, die sie so zärtlich geliebt, nicht wieder gesehen hatte. Als sie in diesem Augenblick daran denken mußte, stürzten ihr die Tränen in die Augen, aber sie wendete sich dem Kinde zu und ihre Züge erhellten sich rasch, sie lächelte.

Kann ich mich vereinsamt fühlen bei meinem Kinde, und bin ich nicht so ganz glücklich an der Seite meines Alfred? Und muß es mir nicht am besten gefallen, muß ich's nicht am schönsten finden, dort, wo er ist? Ach, was wär' mir auch die ganze Welt ohne ihn!

Sie sah sich in dem düstern Gemache um. Freilich, er ist nicht bei mir, und wenn er an der Akademie kopirt, sehe ich ihn den ganzen Tag nicht, und Abends treibt es ihn auch bald wieder hinaus. Aber er ist ein Künstler, er gehört in die Welt, sagen sie, und ich — ihre sanften Augen senten sich in demüthiger Ergebung — ich bin so wenig, ich habe nicht den Geist, den er bei andern findet, ich kann ihm nicht ersetzen, was er dabei verlieren würde.

Der helle Ton einer Klingel schreckte sie aus diesen Betrachtungen. Sie warf noch einen Blick nach Domenika, — die schnarchte laut; es hätte wol lange gedauert, bis sie diese zum Bewußtsein aufgerüttelt, so lange durfte sie den auf der Straße Harrenden nicht warten lassen. Sie warf ein Tuch über die Schulter und trat in die Sala hinaus. (Fortsetzung folgt.)

## Die Spinn- und Webindustrie.

Skizze von Dr. Max Fogler.

Nachdem die „Neue Welt“ jüngst den im schlesischen Eulenberg und sächsischen Erzgebirge herrschenden Nothständen eine ausführlichere Betrachtung gewidmet hat, dürfte es unseren Lesern nicht unwillkommen sein, im folgenden eine kurze Geschichte der in

jenen Bezirken vertretenen Spinn- und Webindustrie zu erhalten. Wir wissen bestimmt, daß schon von den alten Aegyptern Leinwand gewebt wurde und noch die Römer dieselbe aus dieser ältesten uns bekannten Quelle bezogen. Der Anbau des Flachses (Linum),

dessen Verbreitung je länger je mer zunam, da er auch sonst wenig oder keinen Ertrag gebende Bodenarten nutzbar zu machen gestattet, fürte von selbst auch auf die Verarbeitung desselben zu Gespinnst und Gewebe. Das mußte umsomer geschehen, als diese Verarbeitung doch in den langen Wintermonaten Erwerb und Beschäftigung bot. So wurden Flachsbau und Leinweberei in die entlegensten Täler und Gebirge getragen, und beide mußten sich grade in solchen Gegenden um so fester einbürgern, als die ziemlich umständliche Behandlung der Faserpflanze ihren Anbau nur in Kreisen mit billiger Arbeitskraft vorteilhaft erscheinen läßt. Der Hanf ist bestimmt in ser früher Zeit durch die Römer in Deutschland eingeführt worden; die noch heute in Süddeutschland und der Nordschweiz für den männlichen Hanf gebräuchliche Bezeichnung Femel, Fammal, Fimmel stamt direkt von dem lateinischen femina (Weib), womit die Römer die einen weiblichen Samen tragende Hanfpflanze von der männlichen unterschieden, während später durch eine sonderbare Verwechslung grade diese Bezeichnung auf den männlichen Hanf übertragen wurde. Bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein bestand die Kleidung des größten Teils unsrer ländlichen Bevölkerung aus selbstgewebtem Linnen. Für die gröbere Sorte dieses Gewebes, zu der das Garn inländischen Wirtschaften aus selbstgebauteu Flachse, dieser „deutschen Baumwolle“, gesponnen wurde, hatte man die wol auch noch heute übliche Bezeichnung Hausleinwand. Zu besondrer Entwicklung gelangte die Leinenindustrie in Irland, dessen Bleichereien seit Jahrhunderten und noch heute in hohem Rufe stehen, in den nördlichen Teilen Frankreichs und





in Deutschland außer Westfalen, Hannover, Sachsen, Böhmen besonders in Schlesien, wo in den Abhängen des Riesengebirges vorzügliche Bleichplätze vorhanden waren. In den Niederlanden (holländische Leinwand) und der Schweiz wurde ebenfalls schon in sehr früher Zeit Leinwand fabrikt. Auch der Flachsspinnerei und Leinenweberei bemächtigte sich beinahe die Maschinentätigkeit, wenn auch in Bezug auf jene nicht in so hohem Grade und in so ausgedehntem Maße wie in der Baumwollenindustrie, da die Eigentümlichkeit des Flachsbau, der immer nur auf verhältnismäßig kleinen Parzellen erfolgt und daher kein gleichmäßiges Fabrikat liefert, der Maschinenspinnerei Schwierigkeiten bietet, und was die Weberei anlangt, so wird ebenfalls noch ein großer Teil der Waaren auf Handstühlen gefertigt. Die ersten Flachsspinnmaschinen stellte man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Nordengland und Schottland auf. Der Erfolg befriedigte indes noch keineswegs, sodaß Napoleon 1810 einen Preis von einer million Francs für die Erfindung einer derartigen Maschine auszusetzen sich veranlaßt sah, welcher aber niemals zur Auszahlung gelangte. Immerhin war die Aussetzung dieses Preises ein Sporn für weitere Versuche, und den Erfindungen Girards, der sein erstes Patent am 28. Juli 1810 erhielt, verdankt denn in der That die heutige mechanische Flachsspinnerei das meiste. Die Verbesserungen der Engländer brachten dann das Maschinensystem Girards mit der ihnen eigentümlichen Energie zu größerer Vollkommenheit und bildeten es in der Folge immer weiter aus.

In Bittau bestand schon im Jahre 1390 eine Leineweberzunft;



ihren Anfang nam, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, aber das wissen wir, daß sich dieselbe vom Kontinent aus dort eingebürgert hat und daß im Beginn des 17. Jahrhunderts in Manchester sich große Baumwollfabriken befanden, indes diese Industrie hier nur sehr langsame Fortschritte machte, da mit den vorhandenen Spinnapparaten keine feinen Garne gesponnen und daher nur Barchente, Dimittins und andere dicke Gewebe erzeugt werden konnten. Noch bis 1760 waren die Fabrikationswerkzeuge beinahe so einfach wie in Indien, und nur der Webstuhl war etwas kunstvoller gebaut. Im Jahre 1738 hatte John Kay die Schnellspindel erfunden, wodurch es dem Weber möglich wurde, in derselben Zeit noch einmal so viel Zeug zu weben als zuvor. Im Jahre 1739 war dann John Wyatt aus Birmingham auf den Gedanken gekommen, einen Faden mittels Zug- oder Streckwalzen herzustellen, was das Grundprinzip aller neueren Spinnmaschinen geworden ist. Auch soll von demselben merere Jahre lang wirkliches Maschinengarn hergestellt worden sein\*). James Hargreaves, einem armen Weber aus Standhill bei Blackburn, gelang es um 1767, eine sinnreiche Maschine herzustellen, auf welcher acht Fäden auf einmal gesponnen werden konnten. Diese Erfindung wurde von Hargreaves nach seiner Tochter „Jenny“ genannt und von ihm anfänglich nur zu seinem eigenen Gebrauche bestimmt. Wie alle Männer von Genie, hatte auch Hargreaves infolge seiner Erfindung zunächst mit der Dummheit und Niederracht der Menschen einen Kampf zu bestehen. Seine Erfindung zog ihm den Haß der Spinner zu, und um diesem zu entgehen, begab er sich nach Nottingham, verband sich dort mit Thomas James, der ihm ermöglichte, eine kleine Spinnerei zu errichten, und ließ sich 1770 auf seine Erfindung ein Patent geben. In der bei dieser Gelegenheit gelieferten Beschreibung werden bereits 16 Spindeln genannt, die die Hand nur eines Menschen in Gang zu setzen vermag, und bald wurde diese Zahl auf 20, 30 und 100 vermehrt. Als im Jahre 1770 eine augenblickliche Geschäftsstockung eintrat, bemühte man sich, das Aufkommen dieser Maschine zu hindern, und in der That wurden alle Maschinen, die mer als 20 Spindeln hatten, vernichtet. Die Folge dieses Unfugs war, daß die Baumwollindustrie auf lange Zeit aus Blackburn und seiner Umgebung verschwand.

Im Jahre 1769 machte dann ein anderer Engländer, Richard Arkwright, eine neue Erfindung, durch welche dem Spinnereibetriebe wieder bedeutende Vorteile geschaffen wurden. Das jüngste von dreizehn Kindern einer armen Familie, beschäftigte sich Arkwright, der zuerst als Barbier und Parahändler tätig war, schon frühzeitig mit mechanischen Arbeiten und Gräbeleien, und eine zeitlang trug er sich sogar mit dem Gedanken der Erfindung eines Perpetuum mobile, bis ein befreundeter Uhrmacher, Namens Kay, seine Aufmerksamkeit auf die praktischere Aufgabe einer Spinnmaschine hinlenkte. Nachdem er durch einen wolwollenden Bankier in den Besitz der nötigen Geldmittel gelangt war, setzte er nach langen Mühen seine Maschine zusammen und erhielt 1769 das erste Patent auf dieselbe. Die erste darauf zu Nottingham errichtete Spinnmühle wurde durch Pferde in Bewegung gesetzt; da aber diese Triebkraft zu kostspielig war, schritt er zur Erbauung eines größeren Wertes, das durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt wurde, weshalb seine Maschine den Namen Watermaschine erhielt. Nach den ihr eigentümlichen Flügelspindeln mit Spule oder, wol erklärlicher, ihres singenden Geräusches wegen, nante man diese Maschine auch Drosselmaschine.

Weber mit Hargreaves' „Jenny“, noch mit Arkwrights Watermaschine konnte aber feines Garn gesponnen werden, bis es im Jahre 1770 der Weber Samuel Crompton unternam, die beiden zugrunde liegenden Prinzipien mit einander vereinigend eine neue

\*) Eine wichtige Erfindung für die Gewinnung der Baumwolle hatte im Jahre 1703 Whitney insofern gemacht, als durch ihn die Maschine entstand, welche die Wolle von dem Samen trennt, während es früher, zum größten Nachteil der Gesundheit der Lungen, durch Handarbeit geschehen mußte. D. Verf.

Maschine zu konstruieren, durch welche der Faden gleichmäßiger ausgezogen und dadurch ein weit feineres Garn gesponnen zu werden vermochte. Weil sie die Eigenschaften jener beiden Maschinen in sich trug, nante der Erfinder die neue Maschine Mulejenny. Darauf gab ein Mechaniker in Harwich, Henry Stones, derselben eine kunstgerechte Gestalt und brachte überhaupt große Verbesserungen an ihr an, die zunächst Wright in Manchester durch die Erfindung des Doppelsstuls vermehrte, so daß noch vor Ablauf des 18. Jahrhunderts der Mulejenny 400 Spindeln gegeben werden konnten. Ihre Vollendung erhielt die Spinnmaschine durch die Selsfaktors, welche die Mitwirkung der Menschenhand beim Spinnen völlig entberlich machten. Die erste derartige Maschine soll 1790 von William Strutt zu Derby konstruiert worden sein; einen entscheidenden Erfolg hat aber wol zuerst Roberts Maschine gehabt. In der Folge wurden nun nicht bloß beide Maschinen, die Mulejenny und die Watermaschine, immer mehr verbessert, sondern auch eine Menge anderer, die die Vorbereitungsoperationen betrafen, erfunden; so vor allem die Spindelbank, der Flyer und der Körenstul. Der letztere ist eine amerikanische Erfindung und wurde um 1817 bekannt. Eine ungeheure Entwicklung nam die Baumwollfabrikation, seitdem die 1764 von James Watt erfundene Dampfmaschine als Motor in derselben eingeführt wurde, was zuerst im Jahre 1785 in einer Spinnerei zu Nottinghamshire der Fall war.

Mit der Spinnerei war man natürlich gleichzeitig auch die Weberei höher zu entwickeln bemüht gewesen. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts erfand der berühmte Baucanson einen Webstuhl, der durch Umdrehen einer Kurbel arbeitete; derselbe wurde auch 1765 in einer Weberei aufgestellt, bewährte sich indes nicht besonders, da jeder Stul eines eignen Aufsehers benötigte. Wichtiger und die Grundlage des heutigen Webstuhls (Powerlooms) bildend, war die Erfindung Edmund Cartwrights (1786), der von Beruf ein Geistlicher war und das Feld der Technik als bloßer Dilettant betreten hatte. Mit noch größerem Vorteil konnte dieser Powerloom benutzt werden, als im Jahre 1802 Borecliffe die Schlichtmaschine erfunden hatte. Daß im Laufe der Zeit auch der mechanische Webstuhl immer größere Vervollkommnungen erfuhr, namentlich wie dies durch die Erfindung des edlen Menschenfreundes Charles Jacquard (1808) geschah, ist bekannt genug.

Eine wichtige Stelle in der Baumwollindustrie nimt auch die Färberei, und hier besonders die Türkischrotfärberei, ein. Die letztere, früher vorzugsweise in der Türkei (Adrianopel) betrieben, wurde zuerst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich (Rouen), später in England und gegen 1810 in Mülhausen im Elsaß und in Elberfeld eingeführt, wo sie jetzt in großer Ausdehnung betrieben wird.

Auf die Schafwollfabrikation, die besonders auch in Sachsen große Ausdehnung besitzt, mag hier nur hingewiesen sein. Die Schafwolle wird entweder zu Kamgarn versponnen, aus dem man glatte Stoffe macht, oder zu Streichgarn, welches, nachdem es in der Wolle noch mehr verfilzt worden ist, Tuch, Flanell und dergleichen liefert. In Sachsen wurde die Wollenindustrie durch die Einwanderung von 20000 vor Alba flüchtenden Niederländern, denen Kurfürst August die Niederlassung gestattet, eingeführt. Der Vollständigkeit wegen wäre dann noch die Kunstwollfabrikation zu erwähnen, deren Produkt aus Lumpen reproduziert wird, und die Fabrikation der (aus Baumwolle, Wolle und Seidenabfällen) gemischten Garne.

Da unsre Skizze mit besondrer Rücksicht auf das sächsische Erzgebirge geschrieben ist, so können wir nicht unterlassen, schließlich auch der daselbst so fleißig betriebenen Spizenklöppelei Erwähnung zu tun, welche bekanntlich im Jahre 1561 durch Barbara Uttmann, dem Abkömmling einer nürnbergger Patrizierfamilie namens Elterlein, zu Annaberg erfunden oder der Sage nach durch eine wegen ihres protestantischen Glaubens unter Alba's Tyrannie aus ihrem Vaterlande vertriebenen Brabanterin, die Barbara Uttmann gastlich aufnahm, eingeführt wurde.

## Ein Verfolgter.

Von Eduard Sack.

Im Jahre 1750 erschien zu Paris eine kleine Schrift, von welcher Diderot dem wegen Krankheit im Zimmer weilenden Verfasser begeistert meldete, sie reiße alles mit sich fort und es gäbe kein zweites Beispiel eines solchen Erfolges. Diderot hatte nicht

übertrieben: der „Discours“ setzte das ganze gebildete Paris in eine fast leidenschaftliche Bewegung und rief in den literarischen Kreisen der Hauptstadt „eine Art von Revolution“ hervor. Man sprach von ihr wie von einem „wunderbaren Phänomen, das

plötzlich am Literaturhimmel aufgegangen“, und konnte kaum Worte finden, um das Staunen über die ungewöhnliche Erscheinung auszudrücken.

Ein bis dahin fast unbekannter Fremdling, Jean Jacques Rousseau aus Genf, hatte es gewagt, über den „Einfluß des Fortschritts der Künste und Wissenschaften auf die Sitten“ seine Ansichten auszusprechen, und die Akademie zu Dijon hatte die Abhandlung mit ihrem Preise gekrönt. In überraschendem Gedankengange, in glänzender Sprache klagte er über eine tiefgehende Verderbnis der Gesellschaft, und bemühte sich, nachzuweisen, es sei diese Verderbnis in demselben Maße gestiegen, in welchem die Künste und Wissenschaften sich vervollkommen hätten. Das war nicht nur neu, das war unerhört. Man drängte sich von allen Seiten zu dem Verfasser; zallos waren die Einladungen, die er erhielt; jedermann wollte ihn sehen, mit ihm sprechen, ihm durch Wort oder Tat seine Anerkennung ausdrücken. Der unbekante Fremdling war mit einemmale ein gesuchter Mann. Selbst die Gegner vermehrten nur sein Ansehen und seinen Ruhm. Die Vertreter der Wissenschaft und geistigen Bildung, namentlich die Mitglieder von Akademien und gelehrten Gesellschaften, sogar der Titularkönig von Polen und die stolze französische Akademie beileiten sich, gegen den ehemaligen Uhrmacherlehrling, gegen den armen, ungelehrten Schreiber die Wissenschaft und die Künste zu verteidigen. Aber es wurde Rousseau nicht schwer, die von allen Seiten auf ihn eindringenden Angreifer siegreich zurückzuweisen; denn nicht die Wissenschaften und die Künste, nicht die Zivilisation hatte er angegriffen, sondern die Tugend vor tugendhaften Männern verteidigt, oder — wie unser Lessing sich anerkennend ausdrückte — „der Tugend gegen die Vorurteile das Wort geredet“, wobei er nur „zu weit“ gegangen war.

Nicht das gleiche verblüffende und lärmende Aufsehen erregte die Abhandlung „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“, welche 1755 erschien. Auch sie war durch eine Preisaufgabe der Akademie zu Dijon veranlaßt; aber die gelehrte Gesellschaft, einmal gewizigt, zog es diesmal vor, die merkwürdige Arbeit ganz ungeeignet zu finden und Abhandlungen zu krönen, die nie veröffentlicht worden und ebenso unbekant geblieben sind, wie ihre Verfasser. Rousseau's Schrift fand, wie er selber sagt, „nur wenige Leser, die sie verstanden, und diese wenigen hielten es für angemessen, zu schweigen.“ Gleichwol enthielt bereits diese Schrift jene Meinungen, Lehren und Schlüssätze, welche als die anregenden und unaushaltbar fortreibenden Ideen in der großen Revolution erschienen.

Der Verfasser widmete die Schrift seiner Vaterstadt. Die Republik Genf erschien ihm damals, wie er in der Widmung jagte, als ein Staat, welchen er sich zur Geburtsstätte ausersehen haben würde, wenn er diese hätte wählen können. Zu Rousseau's „unaussprechlicher Freude“ wurde die Widmung angenommen und der Rat bezeugte unterm 18. Juni 1755, daß er in ihm mit Wohlgefallen einen Bürger erkenne, „welcher durch Werke, aus denen Geist und ausgezeichnete Fähigkeiten sprechen, sich unsterblich macht.“

Sechs Jare später, am Anfange des Karnevals 1761, erschien „Die neue Heloise“. Mit größter Ungebuld hatte ganz Paris den Roman erwartet, und als die Ausgabe erfolgte, reichten die bei den Buchhändlern vorhandenen Exemplare für die Menge der Kaufküstigen nicht aus. Man ließ sich das Buch für einen bestimmten Preis auf den Tag oder gar die Stunde; in der ersten Zeit verlangten die Ausleiher 12 Sous für den Band und bewilligten nur eine Stunde zum Lesen. Auch wurden die großen Erwartungen, mit welchen man dem Romane entgegengesehen hatte, keineswegs getäuscht. Die unbefangenen Leser waren voll des Lobes und der Bewunderung. Die gesamte vornehme Welt sollte ihm lauten, ja vielfach begeisterten Beifall; den größten Erfolg aber hatte er am Hofe, wo ihn selbst die Dauphine (Mutter Ludwig XVI.) als ein „hinreißendes Werk“ bezeichnete. Es soll vorgekommen sein, daß eine Dame, welche in Erwartung des Wagens, der sie zum Balle bringen sollte, den Roman auf einen Augenblick in die Hand genommen hatte, von der Lektüre so gefesselt wurde, daß sie ihren Kutscher stundenlang warten und schließlich die Pferde wieder ausspannen ließ. Von den tonangebenden Schriftstellern hielt d'Alembert, welcher den Roman einer freimütigen und scharfsinnigen Kritik unterzog, mit seiner Anerkennung nicht zurück, und namentlich war Duclos des Lobes voll. Aber es stellte sich auch bereits heraus, daß vielen die philosophischen Ansichten Rousseau's höchst zuwider waren, und andern persönlicher Groll nicht gestattete, sich zu einem unbefan-

genen Urteil zu erheben. Selbst Voltaire machte in vertrauten Kreisen seinem Aerger über den großen Erfolg des vermeintlichen Nebenbuhlers Luft, und man zweifelte nicht, daß er an den gehässigen „Brieffen über die Heloise“ beteiligt sei.

Weit kühler als in Frankreich war die Aufnahme, welche dem Romane in Genf, der Heimat Rousseau's, zuteil wurde. Mehr als anderwärts rief hier der Inhalt Bedenken hervor, und zwar in den einflußreichsten Kreisen. Die strengsten Calvinisten in Genf verurteilten die im Roman entwickelten religiösen Ansichten ebenso entschieden, ja noch entschiedener, als die strengen Calvinisten in Paris. Und sie ließen es bei der privaten Meinung nicht bewenden. Das Konsistorium, welches über die Reinheit der Lehre wie der Sitten zu wachen hatte, war zu dieser Zeit zwar nicht mehr von dem heiligen Eifer erfüllt, welcher es in früheren Tagen besetzt hatte, jezt glaubte es aber, ein Urteil abgeben zu müssen. Nachdem die strengen Glaubens- und Sittenrichter den Roman einer näheren Prüfung unterzogen, fürten sie dem Magistrat zu Gemüte, der Name des Verfassers, sein großer Ruf, vor allem der Umstand, daß er genfer Bürger sei, mache es zur Pflicht, dem in Rede stehenden Werke eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. One Zweifel wünschte das Konsistorium ein Verbot des Romans; so weit zu gehen, schien dem Räte bedenklich, aber er unterjagte den Besitzern öffentlicher Bibliotheken das Ausleihen der „Neuen Heloise“.

Man kann sich denken, daß Rousseau durch dieses in seiner Heimat gefällte Urteil tief gekränkt wurde. Er irrte nicht, wenn er annahm, daß es zum größeren Teile auf persönlicher Feindschaft gegen ihn berute. Im Klerus wie im Räte hatte er zahlreiche Gegner; die aristokratischen Leiter des States grölten ihm ebenso, wie die Häupter der orthodoxen Kirche. Zugleich bot Voltaire, der im nahen Ferney „residierte“, seinen ganzen, beständig wachsenden Einfluß auf, um den verhassten Rivalen der Achtung seiner Mitbürger zu berauben.

Die Verfolgung hatte begonnen.

Noch war der laute Beifall, welcher dem Romane Rousseau's zuteil geworden, nicht verklungen, als der „Emil“ und der „Contrat social“ die staunende Aufmerksamkeit der gebildeten Welt erregten.

Der „Contrat social“, eine Untersuchung über die Frage, „ob es innerhalb der bürgerlichen Ordnung irgendwelche Norm einer rechtmäßigen und gesicherten Verfassung gibt, wenn man die Menschen nimm, wie sie sind und die Gesetze wie sie sein können“, erschien im Frühjahr 1762, aber nicht in Frankreich, sondern in Holland (Amsterdam). Der Verleger, welcher um die Erlaubnis bat, die Schrift in Frankreich einführen zu dürfen, erhielt lange keine Antwort. Da er an einem günstigen Bescheid nicht zweifelte, schickte er die nach Frankreich bestimmten Exemplare auf dem Seewege ab. Aber der Ballen wurde in Rouen konfisziert, nach einigen Monaten dem Verleger zwar wieder herausgegeben, jedoch die Verbreitung des Werkes in Frankreich nicht gestattet, und Ende Mai erfolgte ein förmliches Verbot dieses „Evangelioms der reinen Demokratie“. Natürlich felte es nicht an Neugierigen, die sich das Buch trotz des Verbotes zu verschaffen mußten. Doch ist wol selten eine für die Geschichte so bedeutungsvolle Schrift bei ihrem Erscheinen so wenig besprochen worden, wie Rousseau's Gesellschafts-Vertrag.

„Emil, oder über die Erziehung“ erschien gleichzeitig in Paris (unter Censur der Regierung) und in Amsterdam. Auch dieses Werk wurde anfangs kühl aufgenommen und nur wenig besprochen. Freilich waren einige Äußerungen wol geeignet, den Verfasser hierüber zu trösten. Die geistreiche Gräfin de Boufflers, eine Freundin des Prinzen Conti, versicherte, der Verfasser dieses Buches verdiene Statuen und habe Anspruch auf die Huldigung der ganzen Menschheit. Wenn dieser Ausspruch damals auch etwas überschwenglich erschien, so war schon mehr Gewicht auf das Urteil d'Alemberts zu legen, der keinen Anstand nam, zu erklären, daß diese Schrift die Ueberlegenheit des Verfassers außer Frage und ihn an die Spitze aller Autoren stelle. Gleich lobend äußerten sich Duclos, La Condamine und andere; Clairant, der berühmte Mathematiker, gestand offen, die Lektüre des „Emil“ habe sein altes Herz von neuem erwärmt. Die anfängliche Gleichgültigkeit des großen Publikums hielt denn auch nicht lange Stand. „Dieses Buch“, sagte ein Gegner Rousseau's, „obgleich voll tödtlichen Giftes, wird mit dem größten Eifer gesucht. Jedermann will es bei sich haben, in der Nacht, wie am Tage, auf dem Spaziergange, wie in seinem Kabinet, auf dem Lande, wie in der Stadt; es gibt keine besuchtere Schule, als die des Philosophen von Genf, und

es gereicht gewissermaßen zur Schande, sich nicht als seinen Bögling zu bekennen.“

Die Bedeutung des Werkes wurde, wie sich bald genug herausstellte, von keiner Seite unterschätzt. Noch als der „Emil“ sich unter der Presse befand, hatten einige Freunde Rousseau's mit besorgter Miene auf die Gefahr hingewiesen, welche der Druck derselben in Frankreich nach sich ziehen könnte. Rousseau fand solche Besorgnis sehr überflüssig, und die vorsichtige, geheimnisvolle Weise, in der man von der Sache sprach, erschien ihm fast lächerlich. Es störte ihn ebenso wenig, als er erfuhr, daß ein Rat vom Parlament geäußert: „Ein sehr schönes Buch, von dem aber bald mer wird gesprochen werden, als für den Verfasser wünschenswert sein dürfte.“ Nicht lange indes, und die belächelte Prophezeiung begann in Erfüllung zu gehen.

Es wurde die Ansicht laut und mit Geschick verbreitet, daß zu einer Zeit, wo man im Begriffe stehe, gegen die Jesuiten unumsichtig einzuschreiten, man den Büchern und Schriftstellern, welche die Religion angriffen, keine parteiische Nachsicht erweisen dürfe. In Kreisen, die dem Parlamente nahe standen, wurde ganz offen gesagt, es genüge nicht mehr, die Schriften zu verbrennen, man müsse auch die Verfasser den Flammen überliefern. Auf Rousseau machten solche bedenkliche Nachrichten keinen Eindruck, und selbst als sein Freund und Gönner, der Marschall von Luxemburg, auf dessen Besitzung bei Montmorency er wohnt, die Mitteilung empfing, es werde das Parlament gegen seinen Schützling mit äußerster Strenge vorgehen und dessen Verhaftung an einem bestimmten Tage beschließen, blieb er bei der Ansicht, daß er nichts zu fürchten habe. Er wurde auch nicht in seiner ruhigen Zuversicht erschüttert, als ihm der Associé seines pariser Verlegers meldete, er selbst habe auf dem Bureau des Generalprocurators die Anklageschrift gesehen und gelesen. Mochten andere diese Angaben immerhin bestätigen, für Rousseau waren sie „so absurd, daß nur ein Narr sie für wahr halten konnte.“

Am 8. Juni 1762 machte Rousseau in Gesellschaft einiger Väter vom Dratorium einen Ausflug, der ungemein heiter verlief; er „war Zeit seines Lebens nicht so munter gewesen“. Nach Hause zurückgekehrt, hielt die Aufregung ihn länger als gewöhnlich wach. Er las daher in der Bibel, wie er in schlaflosen Stunden zu tun pflegte, bis tief in die Nacht. Eben hatte er das Buch weggelegt und sich einem träumerischen Halbschlummer überlassen, als er durch Geräusch und Licht aufgeweckt wurde. Es war der vertraute Diener der Marschallin, welcher ihm, mit einigen Zeilen von der Hand seiner Herrin, einen Brief überreichte, den ihr der Prinz Conti soeben durch einen Eilboten zugesandt hatte. „Die Gärung,“ so meldete derselbe, „ist außerordentlich groß. Nichts kann den Schlag abwenden; der Hof fordert, das Parlament will ihn; man wird morgen um sieben Uhr seine Verhaftung aussprechen und sofort Maßregeln treffen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Ich habe indes durchgesetzt, daß man ihn nicht verfolgen wird, wenn er sich entfernen will; beharrt er aber darauf, sich ergreifen zu lassen, so wird er ergriffen werden.“

Nach dieser bestimmten Mitteilung konnte die dringende Bitte der Marschallin, sofort zu ihr zu kommen, um die weiteren Schritte zu beraten, nicht füglich abgewiesen werden. Rousseau stand auf und begab sich schleunigst zum Schlosse. Hier fand er

die Freundin, welche bisher ihre ruhige Haltung unverändert bewahrt hatte, zum ersten mal in einiger Aufregung. Kaum hatte er sie gesehen, als er sich selbst vergras und nur noch an sie und die traurige Rolle dachte, welche sie spielen würde, wenn er sich festnemen ließe. Der Gedanke, daß er sie, die sich stets so vollwollend gegen ihn erwiesen, vielleicht in Ungelegenheiten bringen könnte, schreckte ihn so, daß er sich augenblicklich entschloß, „seinen Ruhm ihrer Ruhe zu opfern und für sie zu tun, was er für sich selbst nie getan haben würde.“ Dne erst ihre etwaige Aufforderung abzuwarten, erklärte er, daß er sich für die Flucht entscheiden habe. Der Marschall und Madame Voufflers, welche bald darauf eintraten, bestärkten ihn nur in seinem Entschluß. Da es Rousseau widerstrebte, sich irgendwo zu verstecken, so bestand er darauf, auch an demselben Tage abzureisen. Aber nicht nach Genf; denn er mochte nicht als verbanter Flüchtling seine Vaterstadt um ein Asyl bitten, das sie ihm möglicherweise nur widerwillig zugestand oder am Ende gar verweigerte. Er hielt es daher für das Beste, sich vorläufig nur in die Nähe von Genf zu begeben, um hier abzuwarten, wie man sich dort ihm gegenüber verhalten werde.

Die Abreise erfolgte Nachmittags. Nachdem er von Therese (seiner „Gouvernante“), die vorläufig zurückbleiben mußte, wie von der Marschallin herzlichen Abschied genommen, wurde er vom Marschall zu dem Wagen geleitet, welcher ihn am Ausgange des Parks erwartete. Schweigend schritten die beiden Männer durch den Garten dahin; stumm war auch die Umarmung, mit welcher sie von einanderchieden. Rousseau gesteht, daß er selten einen herbren Schmerz empfunden habe, als im Augenblicke dieser Trennung. Konnte er sich doch ebensowenig als der Marschall der bestimmten Anung erweren, daß sie sich nicht wiedersehen würden.

Uebrigens war es hohe Zeit, daß sich Rousseau auf den Weg machte. Das Parlament hatte gegen Mittag wirklich den Haftbefehl erlassen und seine Häsher abgeschickt, um ihn zu vollziehen. Als der Reisende eben Montmorency im Rücken hatte, begegneten ihm vier schwarz gekleidete Herren, welche, wie sich später herausstellte, mit seiner Verhaftung beauftragt waren. Sie fuhren indes mit einem lächelnden Gruße an ihm vorüber. Auch in Paris fiel es niemanden ein, ihn aufzuhalten, obgleich sein Weg mitten durch die Stadt führte, und das offene Kabriolet wenig geeignet war, ihn den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

Am Morgen des 14. Juni, fünf Tage nach seiner Abreise von Montmorency, fur Rousseau über die Grenze des Landes, in welchem er fast ein Vierteljahrhundert gelebt hatte. Kein Zweifel, daß es ihm wert geworden, und er nur ungern von ihm schied. Für den Augenblick war er aber doch froh, daß er es im Rücken hatte. „Als ich,“ erzählte er, „das berner Gebiet betrat, ließ ich halten; ich stieg aus, warf mich nieder, umfaßte, küßte den Boden und rief entzückt aus: Gütiger Himmel! Beschützer der Tugend! Ich preise dich, denn ich weile in einem Lande der Freiheit. — Der erstaunte Postillon hielt mich für verrückt; ich aber stieg wieder ein, und hatte wenige Stunden später die eben so reine wie lebhafteste Freude, mich von den Armen meines alten ehrenwerten Freundes Roguin umschlossen zu fühlen.“

„In einem Lande der Freiheit“ — er sollte grausam enttäuscht werden. (Fortsetzung folgt.)

## Eine Idylle im Erdbeben.

### I.

Auf meinen Wanderungen kam ich jüngst an einen Erdbeben. Steine, Felsblöcke, geknickte Bäume, Erdklumpen lagen in wüstem Haufen über der Landstraße und einigen angrenzenden Feldern — ein Bild der Zerstörung. Aber in einer kleinen Vertiefung, unmittelbar vor einem der mächtigsten Felsblöcke lag ein Stück grünenden Rasens, aus dem rot umsäumte Gänsbüchsen und blaue Glockenblumen so lustig und unbefangenen hervorblühten, als ob's gar keinen Erdbeben gegeben hätte und der bedenkliche Felsblock von jeher ein freundlicher Nachbar der rotumsäumten Gänsbüchsen und blauen Glockenblumen gewesen wäre — eine Idylle inmitten der Zerstörung.

Vielleicht kommt morgen ein neuer Erdbeben, der den Felsblock voranschleibt und dann Adieu ihr rotumsäumten Gänsbüchsen und ihr blauen Glockenblumen!

Von einer ähnlichen Idylle aus dem Menschenleben will ich heut schreiben — nur kurz, wie die Idylle selbst war. Ein gewaltiges Erdbeben hat stattgefunden, verbunden mit vulkanischen Ausbrüchen; und die Erde bebt fort, bebt ohne Unterlaß, und die Lava strömt und Hügel und Berge stürzen ins Tal. Es ist Revolution, die französische Revolution.

Während draußen auf dem Markt die Leidenschaften toben, während in der Nationalversammlung, in der Gesetzgebenden Versammlung, später im Konvent, „die Titanen kämpfen“, lächelt in manchem traulichen Heim das idyllischste Liebesglück — Familienglück. — Freilich auf Vulkanen tanzen, ist gefährlich, und auf Vulkanen sein „Heim“ gründen, erst recht. Das rührend bürgerliche Familiendrama wird leicht zur Tragödie.

Werfen wir einen Blick in ein solches Heim. In ein Heim der Schreckenszeit — sagen wir 1793. Erschrick nicht, zartnervige

Leserin. Jetzt kommt nichts Schreckliches, — im Gegenteil. — Es ist eine liebliche Gruppe: Er anfang der Dreißig, aber älter aussehend. Sie anfang der Zwanzig und wie 17 aussehend. Er mittelgroß, hager doch kräftig, die Stirne gefurcht, ein helles, schelmisches Auge, um die Mundwinkel das Lächeln des Wizes — Sie, schön, schlank, gesund, jugendlich, die Schönheit vergeistigt, erhöt, durch die Liebe, welche ihr Leben ist. Liebe zu Ihm, Liebe zu dem etwa zweijährigen Knaben, der um ihre Kniee spielt, Liebe zu der ältlichen, aber immer noch schönen Frau, die daneben sitzt — ihrer Mutter. Keine „böse Schwiegermutter“, die! Also die drei „großen Lieben“ zugleich in dem Herzen des Einen Weibs: Gattenliebe, Mutterliebe, Kindesliebe. Und wie heißen die Glücklichen?

Sie ist Lucile, geborne Duplessis; der kleine Pausback heißt Horace, nach dem Lieblingsdichter des Vaters (Horaz). Und Er? Er nennt sich Camille Desmoulins (sprich Camill Demuläng) der Held des 12. Juli 1789 und des Bastillesturms (14. Juli 1789), der „Prokurator der Laterne“, trotz aller Scheinhärte der gutherzigste, ja weicherzigste der Menschen, und begnadet von den Grazien, die ihn in der Wiege geküßt und ihm die Wundergabe verliehen, den Zauber der Armut über alles zu gießen was er berührt. Und sein blinkender, schneidender Witz — blinkend und schneidend wie das Messer der Guillotine, und ebenso tödtlich. Es hat's mancher empfunden — z. B. die Girondisten. Und wenn dann der leichten Witzguillotine Camille's das schwere eiserne Fallbeil Samson's (des Scharfrichters von Paris) folgte, oh — da raufte der arme Camille sich die Haare aus und jammerte: Ich Elender, ich habe sie getötet! — Doch so weit sind wir noch nicht. Und wir wollen heute ja auch nicht Camille's Leben erzählen. Lucile ist's, der dieses kleine Gedankenblatt gilt.

Während des Erdbebens und der Vulkanarbeit haben sie sich kennen gelernt — Er, schüchtern gleich einem Pensionsmädchen oder schüchterner, duzendmal entschlossen, „die Frage“ zu stellen und duzendmal zu feig — Er, der „Prokurator der Guillotine“, der Redakteur der „Revolutionen von Paris und Brabant“, die fast so gefährdet waren, als Marat's „Volkstfreund“ — schüchtern, feig, bis ihn endlich ein Zufall das längst erratene Ge-

heimlich hervorjottern ließ — denn er stotterte entseztlich, der brave Camille — zum Entzücken des heitern Naturkundes Lucile, dem die komische Selbstqualerei anfang langweilig zu werden.

Und während des Erdbebens und der Vulkanarbeit fand die Hochzeit statt.

Ueberlassen wir die Glücklichen ihrem Glück. —

Aber Lucile gehört auch der Geschichte an.

Zweimal taucht sie auf — das erstemal als Geschichtsschreiberin, im eigentlichsten Sinne des Wortes. Und das zweitemal spielt sie selbst mit in dem großen blutigen Drama, französische Revolution geheißen, und zwar in der denkbar passivsten, leidendsten Rolle — die arme Lucile!

Wir sind am anfang der zweiten Woche des August 1792. Die Erde bebte zorniger als sie seit dem Bastillesturm bebete, und der Krater des Vulkans stößt gewaltige Rauchwolken empor, die einen Ausbruch ankündigen. Das in die Enge getriebene Königtum hat sich zum letzten Kampf gestellt — die Revolution samelt ihre Kräfte, um das letzte Hindernis aus dem Weg zu räumen.

Es ist der Abend des 9. August — die unheimliche Stille vor dem Sturm. Ein junges Weib mit verweinten Augen sitzt neben einem kleinen Kinderbettchen, in dem ihr Liebling ruht — die „Großmama“ scheint nicht dagewesen zu sein — und schreibt mit flüchtiger, zitternder Hand in ein Tagebuch. — Es ist Lucile:

„Was soll aus mir werden? Ich halt's nicht länger aus. Camille, mein armer Camille, was wird aus Dir werden? Ich habe nicht mer die Kraft zu atmen. Diese Nacht, das ist die verhängnisvolle Nacht. Mein Gott, wenn es war ist, daß Du existirst, dann rette doch Menschen, die Deiner würdig sind! Wir wollen frei sein — o Gott! wie viel das kostet! (o Dieu qu'il en coûte). Und zum Ueberfluß des Unheils verläßt mich nun auch der Mut. Dienstag, den 9. August.“

Das Tagebuchblatt ist noch vorhanden.

Welche Seelenangst, welche Liebe, und trotz der Folterqualen, die das Herz um den geliebten Mann leidet, welche Festigkeit. Kein Wort des Vorwurfs, kein Wort der Verzweiflung, nur Schmerz, daß der Kampf so schwer ist, und Angst um den Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)

**Zum Studium der Sprachen.** Ein Freund der „N. W.“ schreibt uns: One mich hier auf die Frage einzulassen, ob dem Studium der alten Sprachen der Vorrang vor dem der neuen oder auch nur gleicher Rang mit ihm gebühre, will ich eine Frage berühren, die eigentlich keine Frage mehr ist, nämlich die Art und Weise des Erlernens der alten und der neuen Sprachen in unseren sogenannten gelehrten Schulen (Gymnasien etc.). Daß die Methode eine grundverkehrte ist, daß mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit und Arbeit ein relativ winziges Resultat erzielt wird, das stet für jeden fest, der den Sachverhalt kennt und die Augen nicht absichtlich verschließt. Ich habe in meiner Jugend mich viel mit dem Gegenstand beschäftigt und, soweit ich es konnte, auch für eine Reform gewirkt, jedoch mit geringem oder keinem Erfolg. Seit langem in andere Bahnen gedrängt, habe ich nicht genau kontrollirt, was in den letzten Jahrzehnten zur Beseitigung dieses flagranten Mißstandes versucht worden ist; ich weiß aber, daß die Versuche nichts oder sehr wenig genützt haben, denn ich habe mich leider davon überzeugen müssen, daß der Unterricht noch gerade so widersinnig und zeitverschwendend ist, als vor dreißig und vierzig Jahren.

Von großem Interesse war für mich, was der berühmte Troja-Entdecker Schliemann in der Vorrede zu seinem neuesten Werke: „Ilios Stadt und Land der Trojaner“ über die Methode sagt, die er bei Erlernung der Sprachen angewendet. Dr. Schliemann hat zwar keine der sogenannten „Gelehrtenschulen“ besucht, ist dafür aber ein um so besserer Sprachkennner; außer den bedeutendsten modernen Sprachen, arabisch mit eingeschlossen, schreibt und spricht er lateinisch und griechisch fließend und korrekt — was von 1000 auf Gelehrtenhochschulen Erzogenen kaum einer kann —, hat also in Bezug auf das Sprachstudium jedenfalls ein vollwichtiges Urteil. Er fing mit den neueren Sprachen an, und das scheint mir beiläufig überhaupt das vernünftigste.

„Ich warf mich“, so schreibt er, „mit besonderem Fleiß auf das Studium des Englischen und hierbei ließ mich die Not eine Methode ausfindig machen, welche die Erlernung jeder Sprache bedeutend erleichtert. Diese einfache Methode besteht zunächst darin, daß man sehr viel laut liest, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über uns interessante Gegenstände niederschreibt, diese unter der Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufzählt, was man am Tage vorher korrigirt hat.“ Eine der letzten Sprachen, welche Schliemann erlernte, war Altgriechisch, später noch studierte er gründlich Lateinisch. Er schreibt hierüber: „Nun beschäftigte ich mich zwei Jahre lang ausschließlich mit der altgriechischen Literatur, und zwar las ich während dieser Zeit beinahe alle alten Klassiker kursorisch durch.

Die Ilias und Odyssee aber mermals. Von griechischer Grammatik lernte ich nur die Deklinationen und die regelmäßigen und unregelmäßigen Verba, mit dem Studium der grammatischen Regeln aber verlor ich keinen Augenblick meiner kostbaren Zeit. Denn da ich sah, daß kein einziger von all den Knaben, die in den Gymnasien acht Jahre hindurch, ja oft noch länger, mit langweiligen grammatischen Regeln gequält und geplagt werden, später in stande ist, einen griechischen Brief zu schreiben, one darin hunderte der größten Fehler zu machen, mußte ich wol annehmen, daß die in den Schulen befolgte Methode eine durchaus falsche war; meiner Meinung nach kann man sich eine gründliche Kenntnis der griechischen Grammatik nur durch die Praxis aneignen, d. h. durch aufmerksames Lesen klassischer Prosa und durch Auswendiglernen von Musterstücken aus derselben. In dem ich diese höchst einfache Methode befolgte, lernte ich das Altgriechische wie eine lebende Sprache. So schreibe ich es denn auch vollständig fließend und drücke mich one Schwierigkeiten darin über jeden beliebigen Gegenstand aus, one die Sprache je zu vergessen. Mit allen Regeln der Grammatik bin ich vollkommen vertraut, wenn ich auch nicht weiß, ob sie in den Grammatiken verzeichnet stehen oder nicht. Und kommt es vor, daß jemand in meinen griechischen Schriften Fehler entdecken will, so kann ich jedesmal den Beweis für die Richtigkeit meiner Ausdrucksweise dadurch erbringen, daß ich ihm diejenigen Stellen aus den Klassikern recitiere, in denen die von mir gebrauchten Wendungen vorkommen. Was die lateinische Sprache betrifft, so sollte dieselbe meiner Meinung nicht vor, sondern immer nach der griechischen gelehrt werden.“ In einer Note heißt es: „Mit Vergnügen verneme ich von meinem hochverehrten Freunde Prof. Rudolf Virchow in Berlin, daß er die klassischen Sprachen in ähnlicher Weise gelernt hat. Er schreibt mir über den Gegenstand folgendes: Bis zu meinem 13. Jahre erhielt ich in einer pommerischen Stadt Privatunterricht. Mein letzter Lehrer dort war der zweite Prediger, dessen Methode darin bestand, mich sehr viel ex tempore überzeugen und schreiben zu lassen; dagegen ließ er mich auch nicht eine einzige grammatische Regel im eigentlichen Sinne des Wortes auswendig lernen. Auf diese Weise gewarte mir die Erlernung der alten Sprachen so viel Vergnügen, daß ich sehr oft Uebersetzungen, die mir gar nicht aufgegeben waren, für mich selber anfertigte. Als ich nach Cöslin auf das Gymnasium geschickt wurde, war der Direktor desselben mit meinem Lateinischen so zufrieden, daß ich bis zu meinem Abgang von der Schule sein besonderer Liebling blieb. Andererseits aber konnte der griechische Lehrer, Professor Grieben, welcher Theologie studirt hatte, so wenig begreifen, wie jemand in stande sein sollte, eine gute griechische

Uebersetzung anzufertigen, one die Buttmann'sche Grammatik auswendig zu wissen, daß er mich geradezu des Betrugs beschuldigte, selbst als er trotz all' seines Aufpassens nie irgend ein unerlaubtes Hilfsmittel bei mir entdeckte, verfolgte er mich doch mit seinen unausgesetzten Verdächtigungen bis zum Abiturienten-Examen. Bei demselben examinierte er mich aus dem Neuen Testament (griechischen Text); als ich gut bestand, erklärte er den versammelten Lehrern, die mir einstimmig ein günstiges Zeugnis erteilten, daß er gegen mich stimmen müsse, da ich nicht die moralische Reife für die Universität besitze. Zum Glück blieb dieser Protest ohne Wirkung. Nachdem ich das Examen bestanden hatte, setzte ich mich hin und lernte one jede Hilfe die italienische Sprache."

Ich will diesen Zeugnissen meine eigenen Erfahrungen beifügen. Wie gesagt, habe ich mich in meiner Jugend sehr eifrig mit der Reform des Sprachunterrichts beschäftigt. Ich machte geltend, daß man die Summe von Lateinisch und Griechisch, welche man auf den Gymnasien in 8 Jahren erwirbt, spielend in dem vierten Teile der Zeit und weniger erwerben könne, und erbot mich, jeden beliebigen jungen Menschen von 18 Jahren, der Durchschnittsfähigkeiten besitze und seine Muttersprache korrekt schreiben könne, binnen eines Jahres im Lateinischen oder Griechischen so weit zu bringen, daß er das Maturitätsexamen bestehen könne. Ein günstiger Zufall führte mir einen Bauernsohn zu, der die Universität beziehen wollte und, Dank dem trefflichen Unterricht des Dorfschullehrers — die Geschichte spielt in der Schweiz, und zwar in dem Schulmeister-Kanton Zürich —, in allen Fächern außer im Lateinischen — vom Griechischen war er dispensiert — so weit gediehen war, daß er nach Jahresfrist das Maturitätsexamen riskiren wollte. Vom Lateinischen wußte er nichts als die Buchstaben. Gut — ich gab ihm ein Jahr lang wöchentlich 6 Stunden, für welche er etwa 10 Stunden wöchentlich zuhause zu arbeiten hatte, und das Ergebnis war: er bestand die Prüfung im Lateinischen ausgezeichnet, und würde sie auch an jedem deutschen Gymnasium bestanden haben. Mein Schüler war fleißig und von Durchschnittsbegabung.

Die neueren Sprachen eignete ich mir ähnlich an, wie Schliemann, nur daß ich nicht auswendig lernte. Das bischen französisch und englisch, das ich auf dem Gymnasium mir erworben hatte, reichte natürlich nach keiner Richtung hin aus. Als ich in die Lage kam, Französisch zu gebrauchen, zeigte sich, daß ich gar nichts wußte, obgleich ich einer der „besten“ Schüler im Französischen gewesen war. Ich nam nun einen französischen Roman von Balzac, las ihn mit Hilfe des Lexikons bis zu Ende durch, wobei ich jedes mir unbekante Wort aufsuchte, las ihn dann ein zweites und schließlich ein drittes mal durch — und konnte von da an jedes französische Buch one Schwierigkeit lesen. Die Wiederholung erregte mir das Unwiderwilliglernen, das mir, obgleich mein Gedächtnis nicht schlecht, doch in den Tod verhaßt ist. Mit dem Englischen machte ich's auf dieselbe Weise. Beide Sprachen lese und schreibe ich ebenso fließend und ziemlich ebenso korrekt wie meine Muttersprache. Zwei Jahrzehnte lang habe ich mich mit Sprachunterricht ernähren müssen, und ausnahmslos gefunden, daß das Lesen und Wiederholen (mündlich wie schriftlich) schnellen und dauernden Erfolg verbürgt; daß aus der Praxis die Theorie (die Kenntnis der grammatikalischen Regeln) sich sozusagen von selbst ergibt und daß die durch wolgeregeltes Lesen — bei sonst entsprechendem Unterricht — erworbenen Sprachkenntnisse zehnmal besser haften als die auf dem Gymnasium erworbenen. Dazu kommt noch, daß durch diese Methode Lust und Liebe zur Sprache eingestößt wird, während die zöppische Methode der Gelehrtschulen Widerwillen und Ueberdruß erzeugt. Wird der Sprachunterricht rationell betrieben, wird vor allem durch praktisches und gründliches Lehren der Muttersprache ein gutes Fundament gelegt, dann kann mit Leichtigkeit jedes Kind in der gleichen Zeit, die jetzt in den höheren Schulen auf den Sprachunterricht verwandt wird, Französisch und Englisch vollkommen lesen, schreiben und sprechen und obendrein Lateinisch und Griechisch, soweit es nötig ist, lesen und schreiben lernen — mindestens so gut wie jetzt. Dann erledigt sich auch das Problem der „Wellsprache“. Von der Idee, eine neue Wellsprache zu gründen, ist man ja wol zurückgekommen. Allein, es ist auch unmöglich, aus den drei vorhandenen Wellsprachen eine herauszuwählen und dieser die allgemeine Annahme zu sichern. Warum nicht die drei zur allgemeinen Annahme bringen? Heute lernt schon jeder gebildete Engländer und Amerikaner Französisch und Deutsch und jeder gebildete Franzose Deutsch und Englisch, wie jeder gebildete Deutsche Französisch und Englisch. Nur, daß in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten der Sprachunterricht ebenso erbärmlich ist, wie bei uns. Ist der Sprachunterricht — mit dem gesamten übrigen Unterricht — bei den Kulturvölkern einmal rationell reformiert, dann werden wir bald so weit sein, daß jeder einem Kulturvoll Angehörige die drei Sprachen: französisch, englisch und deutsch genügend kent, um sich mündlich und schriftlich verständlich zu machen. Mit Gruß  
Ihr X.

würdigen verstehen, genug gesagt, und die Szene, welche hier bildlich vorgeführt ist, erklärt; da jedoch von einem großen Teil der Leser der „Neuen Welt“ kaum angenommen werden darf, daß sie den Stoff kennen, welchen der Künstler in seinem Bilde zum Vorwurf nam, so sei es uns gestattet, denselben hier kurz zu erzählen, und zwar nach dem herrlichen Gedicht Gottfrieds von Straßburg: Tristan und Isolde. Der Stoff, eine bretonische Sage, wurde bereits vor Gottfried von mereren Dichtern, und zwar Engländern, Deutschen und Franzosen, poetisch dargestellt, aber nicht im entferntesten in der schönen Weise, wie von diesem. Rivalin, König von Parmenierland, hat Morgana, seinen auffässigen Lehnsherrn, geschlagen und Frieden gemacht, und besucht Marke, den König von Kurnewale, in dessen schöne Schwester Blanscheflur er sich verliebt. Seine Liebe findet Erwidern, aber sie wird gestört durch einen Krieg, den ein mächtiger Feind Marke's angefaßt hat, in den Rivalin ziet, den Gegner besiegt, aber selbst tödlich verwundet wird. Blanscheflur schleicht sich an sein Krankenlager in Bettelkleidern: „sie legte ihren Mund an seinen Mund und küßte ihn hunderttausend Stund in einer kleinen Stund, bis ihm ihr Mund entzunden Sinne und Kraft zur Minne, denn Minne war darinne.“ Sie empfing ein Kind von ihm; Rivalin ward wieder gesund und kehrte, als er die Nachricht von einem neuen Kriege Morgans gegen sein Land erhielt, dorthin zurück. Blanscheflur, die den Zorn ihres Bruders über ihr geheim gehaltenes Verhältnis fürchtet, entflieht mit ihm und wird von ihrem Manne im Parmenierlande öffentlich als sein Weib anerkannt, während des Krieges aber in das Haus des Marchalls Rual zur Pflege gegeben. Rivalin fällt in dem Kriege und Blanscheflur stirbt ob der Schmerzen dieser Todesnachricht und der Geburt eines Knaben. Dieser wird, um ihn vor Verfolgungen zu schützen, von Rual für sein eigenes Kind ausgegeben und erhält wegen der Trauer bei seiner Empfängnis und Geburt den Namen Tristan. Von seinen Pflegeeltern wird er in allen ritterlichen Künsten, Saitenspiel und fremden Sprachen unterrichtet, und insolge seiner Talente von norwegischen Kaufleuten geraubt, aber von diesen in Kurnewale an's Land gesetzt. Dort trifft er den König Marke mit Genossen auf der Jagd, eben damit beschäftigt, einen geschossenen Hirsch auszuweiden und zu zerlegen. Er drängt sich hinzu und zeigt den Jägern, wie man einen solchen Hirsch kunstgerecht enthäuten und zerlegen müsse. Marke findet Wolgefallen an ihm und macht ihn zu seinem Jägermeister. Rual, der ihn jarelang mit Aufwand seiner ganzen Habe gesucht, findet ihn endlich und erzählt Marke seine Herkunft, worüber der noch größere Freunde empfindet und ihn in den Ritterstand erhebt. Tristan unternimmt jetzt einen Kriegszug gegen Morgana und erobert das Reich seines Vaters zurück. Hierauf kämpft er mit Morolt, dem Schwager des Königs Gurmun von Irland, der ins Land Marke's gekommen, um einen früher aufgedrungenen Tribut von 30 schönen Knaben zu holen. Tristan, in dem Streite mit dem wegen seiner Stärke gefürchteten Morolt an der Hüfte von dessen vergiftetem Schwerte verwundet, tötet diesen, wobei aber ein Splitter seines Schwertes im Haupte seines Gegners stecken bleibt, der, nachdem das Gefolge die Leiche nach Irland gebracht, gefunden und von Isolde, der Schwester des Toten, aufbewahrt wird. Gurmun, wütend, erläßt ein Gebot, wonach jeder, der von Kurnewale nach Irland käme, dies mit dem Tode bezalen solle. Da sich Tristans Wunde immer mer verschlimmert und er von Morolt erfahren, daß dieselbe nur von der Königin Isolde geheilt werden könnte, so macht er sich auf den Weg zu ihr, als Spielmann verkleidet, mit dem Namen Iantris. Sein Spiel entzückt und er wird von der Königin geheilt, wofür er ihrer Tochter Isolde Unterricht im Saitenspiel, und zwar mit Erfolg gibt. Hierauf kehrt er zurück an den Hof Marke's; über seine Heilung herrscht große Freude, aber auch unter den Lehnsherrn großer Neid über seine Erfolge. Darum rät Tristan dem König, sich zu verheiraten und empfiehlt Isolde, die Tochter Gurmunds, ihm zur Frau; die gefährliche Brautwerbung übernimmt er selbst als verkleideter Kaufmann, mit einigen Gefährten. Als er in Irland allein an's Land steigt, erfährt er, wie ein gefährlicher Drache das Land in Schreden setze und wie der König geschworen habe, dem seine Tochter Isolde zur Frau zu geben, der den Drachen töte. Tristan macht sich, um seine Mission abzukürzen, gerüstet zum Kampfe mit dem Drachen, auf den Weg und siet, in der Nähe des Ungeheuers angekommen, wie zwei gerüstete Männer, darunter der Truchseß, die Flucht ergreifen. Er selbst erschlägt den Drachen und steckt die Zunge desselben zu sich, ist aber so ermüdet, daß er hinsinkt und in einen langen Schlaf verfällt. Der Truchseß, der kurz nach der Tötung des Ungeheuers wieder zur Stelle ist und keinen findet, der dasselbe erschlagen haben könnte, gibt sich selbst für den Helden aus. Die Königin mit ihrer Tochter Isolde reiten aus nach dem Kampfsplatz, finden Tristan in einem Totenschlafe und sehr geschwächt, und füren ihn nach Hause, durch die vorgefundene Zunge des Drachen vergewissert, wer den Sieg errungen. Während drei Tagen wird unser Held sorgfältig gepflegt, aber in dieser Zeit entdeckt die junge Isolde an der Scharte des Schwertes von Tristan, daß dieser ihren Oheim erschlagen und will, wutentbrant, auch diesen töten. Ihre Mutter hält sie jedoch davon ab, und Tristan erhält am Ende die Einwilligung von König Gurmund zur Vermählung seiner Tochter mit Marke und verlobt sich selbst mit dem erstern. Die Königin, welche ihre Nichte zur Begleitung Isolde's erkoren, übergibt dieser einen selbstbereiteten Liebestrank, für Marke und Isolde bestimmt. Isolde ist bei der Seefahrt nach Kurnewale immer noch erzürnt auf Tristan, der ihren Onkel getötet und sie selbst aus dem Elternhause entführt. Diese Stimmung schlägt jedoch in das Gegenteil um, nachdem

**Tristans Tod.** (Siehe Bild S. 328—29.) Es ist die alte ewig neu bleibende Geschichte, welche das treibende Element zu dem Roman gegeben hat, dessen Abschluß in unserer Illustration dargestellt ist: die Geschichte von der verzehrenden Leidenschaft zweier Menschen, die nicht einander ganz angehören dürfen und daher zugrunde gehen, der eine in Kampfe, in den er von seiner Leidenschaft getrieben wurde, der andere am gebrochenen Herzen über den Verlust des Geliebten. Damit wäre eigentlich für die, welche derartige Gefühle kennen und zu

beide one Wissen den genannten Trank zu sich genommen. Eine heftige Leidenschaft zu einander bemächtigt sich beider und noch ehe sie den Mann gesehen, für den sie zum Weibe bestimmt war, ist sie die Geliebte dessen, der sie sich wirklich erobert. (Schluß folgt.)

**Aus dem Leben Gabelsbergers.** Der Erfinder der deutschen Stenographie hatte mit außerordentlich großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, ehe es ihm gelang, seiner Schöpfung Anerkennung zu verschaffen. Obgleich selbst im Staatsdienst stehend, wurde er namentlich regierungsseitig feindlich behandelt und ihm alle nur möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Doch, er überwand alle Schwierigkeiten. Einmal gelang es ihm durch einen Zufall, eine große Anzahl seiner Gegner zum Schweigen zu bringen und Beifall zu erwerben. Obwohl er fast nie seine Studirstube verließ, hatte er einst der Einladung eines Freundes nachgegeben und war demselben in eine geschlossene Gesellschaft gefolgt, wo mehrere höhere Staatsbeamte beisammen waren. Darunter befanden sich einige, die ihn wol kannten, die ihn aber nicht zu kennen schienen und auch solche, die ihm bei jeder Gelegenheit ein Bein stellten. Er kümmerte sich wenig um diese Herren und vertiefte sich in ein Gespräch mit seinem Freunde. Sein Nachbar zur Rechten, ein Ministerialrat, blickte mit vornehmer Miene auf Gabelsberger herab, one ihn eines Wortes zu würdigen. Da wurden zufällig von einem Sänger einige hübsche Lieder vorgetragen. Eins gefiel so, daß es wiederholt werden mußte. Auch Gabelsberger — der sich bekanntlich in seiner Jugend längere Zeit Gesangsstudien hingegeben hatte — gefiel das Lied, so daß er sich, als es zum zweiten Male gesungen wurde, mit Hilfe seiner Kurzschrift den Text desselben notierte. Als er das Blättchen Papier wieder zu sich stecken wollte, fragte ihn sein bis dahin stummer vornehmer Nachbar mit herablassender Neugierde: „Nun, was haben Sie denn da gemacht?“ „Das hübsche Lied,“ — erwiderte Gabelsberger — „habe ich mir ein wenig notirt. Das wird heute noch zu Hause gesungen.“ Mit einem trocknen „Erlauben Sie mir doch“ nam darauf der Herr Ministerialrat Gabelsberger das Blatt ein Weiteres aus der Hand und one daß der letztere es verhindern konnte, machte das Stenogramm um die ganze Tafel die Runde, um überall mit Kopfschütteln oder mit lächelnder Miene betrachtet zu werden. Mittlerweile hatte der Sänger das Lokal verlassen und es fiel Einem aus der Gesellschaft ein, vorzuschlagen: jetzt könnte uns wol Herr Gabelsberger noch einmal das Lied zum Besten geben. Dieser protestirte, erklärte, daß er nicht zur Gesellschaft gehöre u., allein das half alles nichts, er wurde solange bestärkt, bis er schließlich, unter Guitarenbegleitung, das Lied vortrug. Lassen wir ihn über die Wirkung, die sein Gesang hervorbrachte, selbst reden. Er sagt in einem Briefe an seinen Freund und Schüler, Professor Heger in Wien: „... ich mußte das Lied singen und sang es vielleicht auch nicht schlecht, als es der andere vorgetragen hatte. Da war nun ein Spektakel. Jetzt ging es auf ein Lob, jetzt war die Stenographie eine herrliche Kunst, und ich habe mir an diesem Abende eine größere Ehre und Celebrität erworben, als in einer neunmonatlichen Ständeversammlung. Alle diese Herren hatte ich für meine Sache angenommen, ich mußte den Nächsten in meiner Umgebung förmlich Lektion über das Wesen der Stenographie geben.“ — Ein so kleiner, unbedeutender Umstand — wobei dem Zufall, daß Meister Gabelsberger auch in der edlen Gesangkunst wol beschlagen war, vielleicht die Hauptwirkung zuzuschreiben ist — trug also mehr zum Befantwerden der gabelsbergerischen Erfindung bei, als alle Ankündigungen und Vorstellungen, verhalf ihm mehr zur Anerkennung, als seine Eingaben an die Regierung, welche den im Geruche der Freisinnigkeit stehenden Gabelsberger, wo es nur anging, fügen ließ, daß er von fortschrittlichen Abgeordneten unterstützt worden war.

#### Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Zur Charakteristik des gegenwärtigen Kulturkampfes wider das Judentum** eignet sich besser als irgend sonst ein Vorkommnis ein Prozeß, der jüngst dem Reichsgericht zur endgiltigen Entscheidung vorlag. Am 9. April v. J. brachte die katolische „Schlesische Volkszeitung“, redigirt von einem frommen Christen namens Nowak, einen „Judenpöbel und Christenblut“ überschriebenen Artikel, worin mit gradezu verblüffender Keckheit die uralte Lüge aufgewärmt wurde, daß bei den „talmudischen Ceremonien des jüdischen Passahfestes auch Christenblut in Anwendung komme“. Es sei das ein „betantes Geseinnis“, „oft genug“ seien „Beweise dafür gegeben und der gerechte Unwille der Christen in Aufregung gebracht worden“. Um den verbrecherischen Späßen, welche sich das fromme Blatt mit den Juden und seinem gungläubigen Lesepublikum erlaubt, die Krone aufzusetzen, wird dann aus

allerneuester Zeit ein Beispiel für solche Christenschlächtere durch Juden aufgeführt. Am Abend des 27. März v. J. habe ein 13jähriger griechischer Knabe zu Alexandrien in Aegypten die Wohnung seiner Eltern verlassen und sei nicht wieder zurückgekehrt; am Morgen des 28. März sei vor der Synagoge seine blutentleerte Leiche gefunden worden, die Adern an beiden Handgelenken seien durchschnitten gewesen, aber von Blut sei da, wo man den Leichnam fand, nichts zu entdecken gewesen. Das alexandrinische Volk, besonders der griechische Teil desselben, sei darüber einig, daß hier ein Verbrechen von Seiten der Juden vorliege, und nur die größte Energie seitens des Stadtpräfers hätte die Ausübung der Volksjustiz verhindern können. Als besonders belastendes Moment wurde noch hinzugefügt, daß reiche alexandrinische Juden den Zeitungen ihrer Stadt hohe Geldsummen geboten hätten, damit sie den Schauverfall todschweigen sollten. — Der Vorstand der jüdischen Gemeinde in Breslau erhob eine Klage gegen den verantwortlichen Christen von der „Schlesischen Volkszeitung“, obbemelbten Nowak, der natürlich auch nicht die Spur eines Beweises für seine hartraubenden Behauptungen erbringen konnte und durch alle Instanzen zu acht Tagen Gefängnis verurteilt wurde, weil er über einen traurigen, aber die Juden nicht im mindesten belastenden Vorfall höhnisch entstellend berichtet hatte in der unverkennbaren Absicht, das deutsche Judentum zu beschimpfen. Durch die amtlichen Erhebungen des deutschen Konsulats in Alexandrien war übrigens erwiesen worden, daß der Knabe, um den es sich handelte, einfach durch einen Sturz, mit dem die Juden und ihr Passahfest nicht das geringste zu tun hatten, um sein Leben gekommen war.

**Kohlenproduktion und Kohlenpreise.** Produzirt wurde 1860 auf der ganzen Erde an Kohlen: 136 millionen metrische Tonnen; 1866 185,1; 1872 260; 1874 274,3; 1876 287,4; 1877 294; 1878 290 millionen Tonnen. Die Preise der Steinkohlen betragen in Deutschland 1870 5,92 Mark, 1871 7,04, 1872 8,64, 1873 10,94, 1874 10,56, 1875 7,62, 1876 6,58, 1877 5,70, 1878 5,26 Mark für die Tonne. Alles in allem nart der Kohlenbergbau mer als 1 000 000 Arbeiter, in England 514 500, in Deutschland 210 000, Frankreich 97 000, Belgien 101 000, Amerika 100 000 und in Oesterreich 63 000.

**Wie Nordlichter entstehen** ist bislang wissenschaftlich noch nicht festgestellt gewesen. Gegenwärtig gibt sich Professor Dr. Zehfuß Mühe, seiner Theorie, das Nordlicht entstehe durch den Fall verhältnismäßig kleiner Meteor Massen, Anerkennung zu verschaffen.

#### Wissenschaftlicher Ratgeber.

**Hamburg.** Frau T. W. Bei Ihnen ist infolge des chronischen Kehlkopfkatarrhs eine Stimmbandlähmung (Aphonie) eingetreten, die durch die begleitenden Umstände, insbesondere durch den Umstand, daß Sie nur in Hinstellanten sich verständlich machen können, als eine halbseitige vollkommene Lähmung charakterisirt wird. In Ihrer Stimme können Sie einfach dadurch wieder kommen, daß der chronische Katarrh gehoben wird, aber auch nur dadurch. Die Spezialärzte für Kehlkopfleidenden wenden in der Regel entweder Reizungen der Kehlkopfschleimhaut mittels einer 20prozentigen wässrigen Jodlösung an oder Inhalationen von Tannin (im Verhältnis von 1:15), Nann (1:4) oder einer ähnlichen, ziemlich konzentrierten Salzlösung. Auf eigne Faust, one die Anweisung leitens eines sorgfältigen Arztes, der Ihren Kehlkopf vorher mittels des Kehlkopfspiegels zu untersuchen haben wird, raten wir Ihnen jedoch nicht, eine dieser Behandlungsweisen anzuwenden. Dagegen können Sie getrost ein betantes und probates Hausmittel probiren, nämlich Aufbinden von rohem Speck (Speckplaster) auf die Kehlkopfgegend oder Speckeinreibungen. In jedem Falle müssen Sie sehr diät leben, alle scharfen, salzigen Speisen und spirituellen Getränke meiden, ebenso auch das Tabak — ah, entschuldigen Sie, wir haben es ja diesmal mit einer Dame zu tun, welche das Tabakrauchen onehin hübsch bleiben läßt. Von Vortell sind gleichfalls one Jwerlitz Dampfäder oder sogenannt trich-römische Bäder, an deren Stelle auch die allmorgendliche Abreibung des ganzen Körpers mit einem in kaltes Wasser getauchten Handtuch treten kann, worauf Grotziren (tägliches Reiben) mit trockenem Handtuch und enoa halbständige Einwicklung in wollene Decken, oder auch ein Svaziergang, zu folgen hat.

#### Sprechsal für jedermann.

**Der Gärtner Hermann Schütze** aus Baderborn in Westphalen, geboren 1850, wohnt im Jahre 1876 in New-York oder Newark, und hat später nichts mehr von sich hören lassen. Leser der „Neuen Welt“ in Amerika, welche in der Lage sein sollten, über den Verbleib des Genannten Auskunft zu geben, wollen diese gelangen lassen an Frau Therese Schaars, Linden vor Hannover, Sandstraße Nr. 4, I.

**Joachim Scharmer**, gebürtig aus Elmshorn, welcher das Schiffszimmerhandwerk in Spidderhöde bei Elmshorn, Kreis Bismberg in Holstein, erlernt hat, seit 30 Jahren von der Heimat entfernt, wird hiermit gebeten, seinem unterzeichneten Schwager G. H. Hofmann, sowie seiner Schwester Anna Magdalena Hofmann, geb. Scharmer, die immer noch auf ein Wiedersehen hoffen, über seinen Aufenthalt in Kenntnis zu setzen. G. Heinrich Hofmann, zu Klosterland per Elmshorn, Holstein.

**Inhalt.** Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky. — Die Spinn- und Webindustrie. Skizze von Dr. Max Vogler. — Ein Verfolger, von Eduard Sad. — Eine Idylle im Erdbeben. — Zum Studium der Sprachen. — Kristans Tod (mit Illustration). — Aus dem Leben Gabelsbergers. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Zur Charakteristik des gegenwärtigen Kulturkampfes wider das Judentum. Kohlenproduktion und Kohlenpreise. Wie Nordlichter entstehen. — Wissenschaftlicher Ratgeber. — Sprechsal für jedermann.